



Die Serie „Panta rhei“ Ursprung, Konzeption und Interpretation

1. Entwicklung

Im Jahre 2000, mit dem Ausscheiden aus dem Berufsleben und dem Ankauf des alten Gemeindehauses in Keidelheim änderte sich meine künstlerische Laufbahn grundsätzlich. Anfänglich, in der Studienzeit und auch danach, war die Orientierung noch nicht auf einen speziellen künstlerischen Bereich fixiert. Die ersten Ausstellungen in der Künstlergruppe Nahe bestückte ich noch mit Malerei, Druckgrafik, Zeichnung und Plastik gleichermaßen. Erst nach meiner Anstellung als Lehrer, meinem Umzug nach Simmern in eine Einzimmerwohnung und in den ersten Familienjahren wendete ich mich verstärkt der Malerei, vorzugsweise der Aquarellmalerei, und der Zeichnung, meist der Federzeichnung zu. Später verband ich häufig beide Techniken in den Bildern. Da ich auch zeitlich stark eingeschränkt war, blieben mir eigentlich nur die Ferienzeiten und die Unterrichtszeiten der Volkshochschule, um meinen künstlerischen Ambitionen nachkommen zu können. Ich empfand dies nie als Nachteil oder war nie unglücklich in dieser Zeit, da Familie und Beruf als Kunsterzieher Erfüllung genug waren.

In unserem eigenen Haus in Keidelheim, in welches wir 1974 einzogen, war viel Platz und ich konnte hie und da auch zu Hause sehr große Leinwandbilder malen. Zunehmend bildeten sich drei Arten von Malereien heraus. Zum einen die von Kind an geliebte Landschaftsmalerei, die immer vor Ort in der Region oder auf Reisen entstand, zweitens thematisch orientierte Bilder die in Räumen entstanden, zum Beispiel die nicht minder geliebte Stillebenmalerei. Als Drittes kamen die größeren Tafelbilder mit Abstraktionen hinzu, bei denen ich mich immer mehr der Acrylmalerei zuwandte. Vor allem mein Beruf als Kunsterzieher sorgte dafür, dass es häufig Experimente gab, so dass ich mich nie an ein durchgängiges Konzept gebunden fühlte. Ich war nicht marktorientiert und niemals in Versuchung Fremdeinflüssen nachzugeben und zwanghaft einem bestimmten Stil zu folgen, um darin einen Erfolg zu suchen. Diese Einstellung basiert auf meinem Lebensprinzip, dem ich versuche in allen Lebensbereichen zu folgen.



Ich lernte Künstler kennen, die ihre Werke nur mit einem Pseudonym kennzeichnen, als dürften sie sich nicht zu erkennen geben. Andere sind gespalten und produzieren massenhaft billige Ware für den Markt. Ihre wertvollen, persönlichen Werke liegen in

der Schublade. Immer wieder begegne ich Künstlern, die einen neuen Stilbegriff erfinden und so versuchen das Pferd von hinten aufzuzäumen. Am meisten Erfolg haben aber diejenigen, die sich den Marktgesetzen unterordnen und in einem klar definierten, engen Gestaltungsrahmen arbeiten, aus dem sie nicht ausbrechen dürfen. Ich dagegen fühle mich frei, im eigentlichen Sinne „freischaffend“, wie es so schön im Kunstbetrieb heißt, wie es aber nur selten der Fall ist.

Der Maler Westphal, etwas älter als ich, den ich vor einiger Zeit nach seiner aktuellen Malerei befragte, äußerte „...jetzt wird die Ernte eingefahren.“ Das hat mir sehr gut gefallen und ich reflektierte, inwieweit dies auch auf mich zuträfe. Mein Ausscheiden aus dem Berufsleben hat entscheidende Veränderungen in meinem künstlerischen Schaffen verursacht, die Konzentration auf plötzlich Wesentliches, das fast 100prozentige Arbeiten im Atelier. Es kommt mir so vor, als sei das, was ich seit 2000 schaffe ein Konglomerat von Lebenserfahrungen und Lebensweisen und eine Verdichtung aller von mir bisher geübten künstlerischen Aktivitäten.

2. Entstehung

Nach einigen kleineren Vorstudien, näherte ich mich der neuen Herausforderung. Je mehr man sich darüber lustig machte, umso weniger ließ ich mich von dem neuen Weg abbringen.



Schon seit Jahren zeichnete und malte ich auf Papier mit Aquarellfarben, Aquarellkreide, Ölkreide und Feder anonyme Menschenfiguren mit gespreizten Beinen und erhobenen Armen. Ich war überrascht, wie viele Gestaltungsmöglichkeiten und Ausdrucksqualitäten sich eröffneten und wurde nicht müde dies ständig zu wiederholen. Dann war die Zeit gekommen, auf größere Formate zu wechseln. Ich verliebte mich in das quadratische Bildformat 1 x 1 Meter. Es ist richtungslos und gibt damit keine Bewegung vor. Da ich seit je her eine schnelle, gestische Malweise bevorzuge, ist dieses Bildformat am besten geeignet, die Gestaltung „im Rahmen zu halten“. Als nächste, innere Form schließt sich oft der Kreis an. Auch er ist richtungslos, aber man kann ihn in Bewegung versetzen und die Gestaltung in einen Kreislauf bringen. Ich habe kein vorgegebenes Konzept, keine

Vorzeichnung, nichts im Kopf, keinen Anlass, kein Thema. Ich beginne mit einem breiten Flachpinsel und einer Grundfarbe, meist Gelb. Eine zweite Farbe kommt hinzu, dann eine dritte. Es entsteht ein Farbklang, es entstehen Schwerpunkte, Kontraste, Richtungen und Bewegungen, nicht mit der Hand gemalt, sondern mit dem ganzen Körper. Bis dahin ist alles abstrakt und das Bild enthält noch mehr oder weniger weiße Flächen. Aber ich will ja kein abstraktes Bild malen. Was will ich denn eigentlich? Im Hinterkopf habe ich meine anonymen Figuren, die mich nicht loslassen, die Tiere, die Pflanzen, Wasser und Land, Mythologie und Realität, Tag und Nacht, Bewegung und Ruhe, kurz: Das Leben. Die



abstrakte Malerei treibe ich so weit, bis sich eine Assoziation ergibt, bis ich Formen glaube zu sehen, die über das Informelle hinaus gehen. Darauf lasse ich mich ein. Meist folgt danach eine Phase mit dunklen Strichen, mit denen ich das Erkannte fasse. Es geht dann oft schnell, eins kommt zum anderen. Es ist ein ständiges Wechselspiel zwischen Farben, Formen, Bewegungen, Hell-Dunkel, eine kompositorische Herausforderung. Meist wird alles in einem Zug fertig. Es kann aber auch passieren, dass das Ergebnis unbefriedigend ist und auch nach Änderungen unbefriedigend bleibt. Dann beginnt ein unter Umständen wochenlanges Jonglieren mit den bildnerischen Gestaltungsmitteln.



Aber was ist da eigentlich inhaltlich entstanden? Bevor das Bild dem Stapel von über 120 Gemälden im Format 1 x 1 Meter zugeordnet wird, muss noch ein Bildtitel gefunden werden. Ich mag absolut keine Titel wie „ohne Titel“ oder „Komposition xy“. Besucher in Ausstellungen sind dankbar, wenn sie sich auf das Bild einlassen wollen, auf diese Weise einen Einstieg zu finden. Ein gutes Bild ist nicht banale Dekoration, sondern teilt sich mit. Auf der ungezwungenen Suche nach einer gegenständlichen Assoziation werde ich oder werden andere Betrachter in der Regel fündig. Ich habe Bilder, die ich besonders liebe, zeitweise oder für immer. Aber richtig spannend wird es erst wieder beim Schaffen eines neuen Bildes, wenn alles von vorne anfängt.

3. Inhalt

All diesen Bildern, die das gleiche Format haben, die gleiche Entstehungsgeschichte, den gleichen Abstraktionsgrad und ähnliche Versatzstücke, also die Bilderserie insgesamt, nenne ich seit einigen Jahren „panta rhei“, griechisch πάντα ρεῖ, „Alles fließt“. Der griechische Philosoph Heraklit, auf den dieser Spruch zurückgeht, verglich das Sein mit einem Fluss, indem er sagte, niemand könne zweimal in denselben Fluss steigen.



Diese Bilderserie ist im wahrsten Sinne des Wortes fließend. Das trifft auf jeden Bildinhalt wie auch auf eine Reihung dieser Bilder zu. Bis jetzt konnte ich mehrfach 30 bis 40 dieser Gemälde in Ausstellungen zeigen, einmal in langen Bändern und sehr dicht nebeneinander. Erst dachte ich, die Besucher werden erschlagen von dieser Bilderflut und man kann keinem einzelnen Bild gerecht werden. Man muss einen gewissen Abstand halten, wenn man die Bilder ganz erfassen will. Bei dieser Ausstellung war das zwar möglich, aber man sah dann auch gleichzeitig die Bilder rechts und links daneben. Der Blick wanderte von einem Bild zum nächsten und so weiter. Es war für mich eine überraschende Erkenntnis, die mich noch mehr darin bestärkte, dass alles fließt. Hinzu kommt noch, dass die Bilder eigentlich nicht das sind, was der Titel verspricht. Sie sind nicht eindeutig das benannte „XY“, sie sind das SEIN, das Leben an sich, das Werden und Vergehen. Die Bilder sind ich und du, ALLE und ALLES. Ein hoher Anspruch, nein, keine Vermessenheit, keine Berechnung, nur aus

dem Inneren geschaffen. Die Bilder sind keine Abbilder der Oberfläche unseres Lebens, der sogenannten Wirklichkeit. Sie gehen tiefer und offenbaren wesentliche Zusammenhänge unserer Welt.

4. Interpretation

Der Bildinhalt setzt sich aus menschlichen, tierischen und vegetativen Formen zusammen. Architektonische Gebilde erscheinen sehr selten, eher archetypische Formen. Auch die anderen Inhalte sind Urformen. Tiere und Pflanzen lassen sich nicht



botanisch bestimmen. Die menschlichen Figuren sind häufig geschlechtslos, ohne Gesichtszüge. Meist sind sie aufrecht, zu mehreren, mit gespreizten Gliedmaßen vorhanden. Die Bildelemente können miteinander verschmelzen, so dass zum Beispiel tier-menschliche Figuren erscheinen. Der Bildhintergrund enthält Formfragmente in einem imaginären Raumgefüge, das sich nur selten realistisch erschließt. Das Gefüge von Himmel und Erde wird oft vermittelt. Die einzige Form, die häufiger vorkommt, ist eine Kreisform, die als Lichtquelle oder Sonne gedeutet werden kann.

Reine Farben werden bevorzugt. Dabei überwiegen die Grundfarben Gelb, Rot und Blau. Schwarz wird häufig zur Begrenzung der Farbflächen verwendet, die in sich dicht strukturiert sind. Die Sättigung der Grundfarben lässt starke Farbkontraste zu. Ihre kontrastierende Verwendung bei Vorder- und Hintergrund schafft Dynamik und Raumtiefe. Die Hell-Dunkel-Verteilung folgt diesem Prinzip. Seltener werden leise Töne anklingen. Bilder die vorwiegend im proximalen Bereich liegen, zum Beispiel kontrastarme, insgesamt hell oder dunkel gehaltene Gemälde oder solche, die weitgehend nur Variationen eines Farbbereiches enthalten sind seltener. Wenn sie vorkommen, sind sie meist im blauen Spektrum angesiedelt. Die Gesamtkomposition orientiert sich an den menschlichen Figuren.

Die Natur, das Leben, das Sein werden als etwas Unteilbares gesehen, das sich in einer unendlichen Vielfalt an Formen, Farben und Arten präsentiert. Der Mensch tritt als ordnendes Prinzip auf. Seine Aktionen zielen auf Urtriebe. Jedes Bild ist eine Schöpfungsgeschichte, eine parallele Wahrnehmungswelt zu unserer Wirklichkeit in der wir leben.



Ich selbst sehe mich mehr im Hintergrund, ausschließlich emotional geleitet, der Intuition verhaftet, mit einem unersättlichen Interesse an den vielfältigen Formen des Lebens, bestrebt Harmonie, Schönheit, Kraft und Lust Ausdruck zu geben. Meine Rolle sehe ich in der Definition von Paul Klee: „Kunst gibt nicht das Sichtbare wieder, Kunst macht sichtbar.“

Meine Gemälde werden denen gefallen, die in der Lage sind ihren Intellekt auszuschalten, die mehr zulassen als das was sie kennen, die das Immaterielle einbeziehen und mit offenem Herzen auf der Erde leben.